

Was ist Literatur? Zum Streit von Literatur und Wissen

I. Poetik und Literatur

Die Frage, was Literatur ist, scheint nicht nur die grundlegendste zu sein, die sich der Literaturwissenschaft stellt, sie ist zugleich ihre abgründigste. Grundlegend ist sie, weil sie nach dem Wesen der Literatur fragt und damit eigentlich eine Selbstverständlichkeit aufruft, die die Auseinandersetzung mit Literatur begleitet. Abgründig ist sie, weil auch die scheinbar selbstverständlichsten Definitionen der Literatur bisher nicht zu einer einheitlichen Auffassung vom Wesen der Literatur geführt haben. So steht die Literaturwissenschaft bereits mit der ersten Frage, die sich ihr stellt, vor einem scheinbar unaufhebbaren Dilemma. Auf den Gegenstand angesprochen, der ihr zugehört und der entsprechend über ihre Berechtigung als Wissenschaft Auskunft zu geben vermöchte, bleibt sie im Unklaren.

Die Unsicherheit gegenüber dem eigenen Gegenstandsgebiet, die die Literaturwissenschaft nicht nur im Vergleich zu den Naturwissenschaften, sondern auch im Vergleich zu benachbarten geisteswissenschaftlichen Fächern wie der Philosophie kennzeichnet, hat die Literaturtheorie seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts zu neuen Herausforderungen geführt. Als entscheidender Stichwortgeber für die „Neuen Literaturtheorien“¹ hat die postmoderne Philosophie auf dieses Dilemma reagiert, indem sie die Frage nach dem Wesen der Literatur einfach suspendiert. Nicht nur die Frage „Was ist Literatur?“, alle Was-Fragen gelten ihr als suspekt, weil sie metaphysische Voraussetzungen transportieren, die alles andere als selbstverständlich sind. So formuliert Jacques Derrida in einem posthum veröffentlichten Gespräch aus dem Jahre 1992 mit dem selbstironischen Titel „Was ist die Dekonstruktion?“:

Wenn ich eine ökonomische, eine elliptische Beschreibung der Dekonstruktion geben wollte, dann würde ich sagen, sie ist das Denken des Ursprungs und der Grenzen der Frage ‚Was ist?...‘, der Frage, die die gesamte Geschichte der Philosophie beherrscht. Jedes Mal, wenn man versucht, die Möglichkeit des ‚Was ist?...‘ zu denken, eine Frage unter diese Form zu stellen oder ihre Notwendigkeit in einer bestimmten Sprache, einer bestimmten Tradition zu hinterfragen, dann tut man etwas, was nur bis zu einem bestimmten Punkt der Frage ‚Was ist‘ eignet.²

¹ Vgl. Klaus-Michael Bogdal 1990.

² Jacques Derrida 2004, S. III. Im Original: „Si je voulais donner une description économique, elliptique de la déconstruction, je dirais que c’est une pensée de l’origine et des limites de la question ‘qu’est-ce que?...’, la question qui domine toute l’histoire de la philosophie. Chaque fois que l’on essaie de penser la possibilité du ‘qu’est-ce que?...’, de poser une question sur cette forme de question, ou de s’interroger sur la nécessité de ce langage dans une certaine langue, une certaine tradition, etc., ce qu’on fait à ce moment-là ne se prête que jusqu’à un certain point à la question ‘qu’est-ce que?’”

Mit der Zurückweisung der Was-Frage als Teil der metaphysischen Tradition stellt sich Derrida bewusst in die Nachfolge Nietzsches und Heideggers. In seinem Nietzsche-Buch hatte Heidegger der Frage nach der *essentia*, dem *Was*, die Frage nach der *existentia*, dem *Daß*, zur Seite gestellt.³ Die Was-Frage stellt Heidegger dabei in die Tradition der sokratisch-platonischen Philosophie, als deren erbitterter und doch verwandter Gegner ihm Nietzsche erschien. So konnten sich neben Derrida auch Gilles Deleuze und Michel Foucault gerade auf Nietzsche berufen, als sie die Frage nach dem Wesen und dem Ursprung einer Sache durch die genealogische Suche nach der Herkunft zu ersetzen versuchten.⁴ Was mit der Zurückweisung der Was-Frage für die Postmoderne auf dem Spiel steht, ist dementsprechend die Verabschiedung des philosophischen Anspruchs auf Letztbegründungen zugunsten eines offenen Konzepts von Sprache, das nicht mehr in einem philosophisch motivierten Wahrheitsbegriff, sondern in der Literatur ihr Paradigma findet. Über das historische Erscheinen der Literatur in Europa schreibt Derrida daher, „dass dies nicht bedeutet, dass man die Literatur auf eine strenge Weise definieren kann. Es bedeutet nicht, dass es ein Wesen der Literatur gibt. Es meint sogar das Gegenteil.“⁵ Die philosophische Verlegenheit, die sich allen Was-Fragen gegenüber stellt, scheint in der Literatur aufgehoben zu sein, weil Literatur von sich aus als Widerstand gegen die Wesensfrage zu begreifen ist, so lautet die These Derridas. In der „*kritischen* Erfahrung der Literatur“⁶ erblickt die postmoderne Philosophie den Grund für eine Kritik von Wesen und Ursprung, die in der Literatur geradezu ihr historisches Vorbild zu finden scheint.

Die Auseinandersetzung mit der Frage „Was ist Literatur?“ sieht sich damit zwei unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen gegenübergestellt, deren Entfaltung seit den sechziger Jahren zu dem bekannten „Streit der Interpretationen“⁷ geführt hat, der die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Literatur in scheinbar unversöhnliche Lager spaltet. Auf der einen Seite steht die Überzeugung, eine einigermaßen verlässliche Wesens- oder Strukturbestimmung der Literatur angeben zu müssen, auf der anderen Seite die nicht minder überzeugte Annahme, dass sich gerade die Literatur jeder festen Definition entzieht. So haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte unterschiedliche Positionen herauskristallisiert, die sich gegenseitig befehden, bisweilen ergänzen, ohne doch zu einer übereinstimmenden

³ Vgl. Martin Heidegger 1961, S. 403.

⁴ Vgl. Gilles Deleuze 1976, Michel Foucault 2002.

⁵ Jacques Derrida 1992, S. 41. Im Original: „this does not mean that one can identify the literary object in a rigorous way. It doesn't mean there is an essence of literature. It even means the opposite.“

⁶ Ebd. Im Original: „*critical* experience of literature.“

⁷ Vgl. Umberto Eco 1987.

Antwort auf die Frage zu kommen, was die Literatur eigentlich ist. Vertraut die Hermeneutik seit Hans-Georg Gadamers einflussreichem Versuch ihrer Ausweitung auf alle Bereiche der Geisteswissenschaften in *Wahrheit und Methode* aus dem Jahre 1960 auf die der Sprache innewohnende Kraft des Verstehens und des Dialogs, so sucht der Strukturalismus seit Roman Jakobsons nicht weniger einflussreichen Überlegungen zum Verhältnis von *Linguistik und Poetik* aus dem gleichen Jahr nach einer spezifisch poetischen Funktion der Sprache, um eine wissenschaftlich fundierte Antwort auf die Frage „Was ist Literatur?“ geben zu können. Die Verwissenschaftlichungstendenzen, die der Strukturalismus gegen die Hermeneutik für die Geisteswissenschaften forderte, konnten von der Diskursanalyse wie der Dekonstruktion aufgenommen und zugleich aufgehoben werden, indem diese auf der grundsätzlichen Unmöglichkeit der Definition der Literatur beharrten und Literatur allein in der Form eines „Gegendiskurses“⁸ zu Philosophie und Wissenschaft gelten ließen. Die Kultur- und Medienwissenschaften wiederum konnten sich dem Dilemma um die Definition der Literatur entziehen, indem sie das Augenmerk von der Frage, was die Literatur ist, auf die historischen und medialen Kontexte lenkten, in denen die Literatur jeweils steht.

Vor diesem Hintergrund fällt eine einfache Antwort auf die Frage nach der Literatur nicht leicht. Im Folgenden geht es daher weniger um die unmittelbare Begründung einer eindeutigen Position als vielmehr darum, die unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen über die Frage nach der Literatur einer kritischen Reflexion zu unterziehen. Den Leitfaden der Untersuchung bildet die Unterscheidung zwischen einer poetologischen Dimension, über die die Frage nach dem Wesen der Literatur verfügt, wenn sie nach den internen Strukturen literarischer Sprache sucht, und einer genealogischen Dimension, die dann ins Spiel kommt, wenn die Literaturwissenschaft nach den externen Strukturen fragt, die Literatur als historisches Phänomen erst haben entstehen lassen. Führt der erste Aspekt scheinbar unausweichlich zu dem Methodenstreit, der die Literaturwissenschaft seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts bewegt, so stellt sich im Zusammenhang mit der zweiten Problemstellung die Frage nach dem institutionellen Charakter von Literatur. Auf die Frage, was die Literatur ist, so lautet die Voraussetzung der folgenden Überlegungen, können beide Ansätze aber keine Antwort geben, die nicht zugleich auf die andere Position verwies: Die Frage nach dem poetischen Gehalt von Sprache muss die Historizität ihres Gegenstandes im Blick behalten und damit über die von ihr postulierte Einheit der poetischen Funktion der Sprache hinausgehen; die genealogische Frage nach der Institution Literatur muss die Besonderheit des literarischen Diskurses berücksichtigen, will sie nicht den Anspruch

⁸ Vgl. Michel Foucault 1974, S. 76.

verlieren, etwas über Literatur auszusagen. Auch im Schnittpunkt von Poetik und Genealogie lässt sich zwar keine eindeutige Antwort auf die Frage nach der Literatur finden. Aber vielleicht liegt das gerade an der Art und Weise der Fragestellung.

II. Streit der Interpretationen

Die scheinbar einfachste Antwort auf die Frage, was die Literatur ist, beruht in ihrer Bestimmung als einer besonderen Form der Sprachverwendung. Selbst auf den ersten Blick so unversöhnlich anmutende Theorien wie die Hermeneutik Gadamer und der Strukturalismus in der Ausprägung, die Roman Jakobson ihm gegeben hat, sind sich darin einig, dass es eine bestimmte Weise des Sprechens gibt, die spezifisch literarisch ist. Schon hier stellt sich aber ein Problem, das über die scheinbar voraussetzungsfreie Auffassung vom Wesen der Literatur hinausgeht. Der Konsens, der auch zwischen so unterschiedlichen Theorien wie der Hermeneutik, dem Strukturalismus, der Dekonstruktion oder der Diskursanalyse herrscht, besteht darin, dass die Literatur Teil einer sie umfassenden Ganzheit sei. Uneinigkeit herrscht allein darüber, wie die Ganzheit, deren Teil die Literatur sein soll, genau zu beschreiben ist: als Sprache, die auf Sinn und Bedeutung angelegt ist, als Struktur oder System, das auf einer bestimmten Funktion des Zeichens beruht, als Text, der auf differentielle Spuren zurückführt, als Diskurs, zu dem sich die Literatur zum Beispiel als Gegendiskurs verhält, oder aber als medialer Code, der die Matrix literarischer Texte bestimmt. Wie auch immer die Antwort ausfällt: In jedem Fall zeigt sich ein grundsätzliches Problem, demzufolge die Bestimmung der Literatur in ihrer Besonderheit von einer sie übergreifenden Instanz abhängig gemacht wird. Will die Poetik gerade die interne Struktur der literarischen Sprache beschreiben, so verfehlt sie diese doch, indem sie nicht von der Spezifität des literarischen Diskurses ausgeht,⁹ sondern, im Zeichen des *linguistic turn*, der das 20. Jahrhundert bestimmt,¹⁰ durch die jeweilige Auffassung von Sprache überhaupt. Während Hans-Georg Gadamer Sprache in *Wahrheit und Methode* als „die Mitte, in der sich die Verständigung der Partner und das Einverständnis über die Sache vollzieht“¹¹ und damit zugleich als „Mitte, in der sich Ich und Welt zusammenschließen“¹² begreift, geht der Strukturalismus jenseits der Frage nach dem Subjekt von der Sprache als einem differentiellen Zeichensystem aus. Dekonstruktion und Diskursanalyse können an die strukturalistische Bestimmung der Sprache anknüpfen, gehen

⁹ Eine Ausnahme bilden in diesem Zusammenhang die – leider nicht ins Deutsche übersetzten – Schriften des französischen Theoretikers Henri Meschonnic.

¹⁰ Vgl. Richard Rorty 1967.

¹¹ Hans-Georg Gadamer 1990, S. 387.

über die Hermeneutik wie den Strukturalismus aber hinaus, wenn sie Sprache als das System eines unabschließbaren Spiels von Differenzen oder als diskursives Ereignis verstehen. In jedem Fall hängt die jeweilige Auffassung vom Wesen der Literatur von einem bestimmten Sprachverständnis ab, und die spezifische Funktion der Literatur wird erst aus einer allgemeinen Theorie der Sprache, des Zeichens, des Diskurses oder der Kommunikation abgeleitet.

Noch eine zweite Voraussetzung aber betrifft die Frage nach dem spezifischen Wesen der Literatur. Wenn es den neuen Literaturtheorien um das grundsätzliche Verhältnis von Literatur und Sprache überhaupt geht, dann steht zugleich die Position des Subjekts in Frage. So konnte sich der Streit zwischen der Hermeneutik und strukturalistischen bzw. poststrukturalistischen Positionen schnell zu einem Streit um das Problem der Subjektivität erweitern. Seit Foucaults viel beschworener Utopie vom Verschwinden des Menschen aus *Die Ordnung der Dinge* gilt die Literatur nicht mehr als diejenige Instanz, in der sich ein genialer Schöpfer offenbart, sondern als die, in der sich das moderne Subjekt auflöst: „Der Mensch hat sich gebildet, als die Sprache zur Verstreuung bestimmt war, und wird sich deshalb wohl auflösen, wenn die Sprache sich wieder sammelt“¹³, so lautet Foucaults Programm der Dissoziation des Subjekts in der Literatur. Wie immer man die unterschiedlichen Positionen im Streit der Interpretationen beurteilen mag: Von einem Streit um die Literatur ist er zugleich zu einem um das Subjekt geworden. Dabei steht die Frage nach dem Subjekt wiederum nicht allein im Kontext der Auffassung von Literatur, sie ruht in dem grundsätzlichen Sprachverständnis, das die jeweilige Theorie leitet. Hans-Georg Gadamer versteht Sprache überhaupt, nicht allein Literatur, als Ausdruck eines grundsätzlich dialogfähigen Subjekts, der französische Linguist Emile Benveniste macht die Position des Subjekts in der Sprache von der Rede abhängig, und Michel Foucault beschreibt nicht allein die Literatur, sondern den Diskurs selbst als die Instanz, an der kein souveränes Subjekt mehr beteiligt sei. Die Überlagerung der Frage nach der Literatur durch die nach der Struktur der Sprache überhaupt hat zugleich zu einer Verlagerung des Streits um die Literatur zu dem des Streits um das Subjekt geführt.

Die Verknüpfung der Frage nach der Sprache mit der nach dem Subjekt, die die alten wie die neuen Literaturtheorien leitet, führt damit zugleich zu einem dritten Problemzusammenhang, dem Verhältnis von Literatur und Wahrheit. Mit der Abhängigkeit der Definition der Literatur von einer allgemeinen Auffassung von Sprache stellt sich die Frage, ob und wie Literatur über

¹² Ebd., S. 478.

¹³ Michel Foucault 1974, S. 461.

einen Wahrheitsgehalt verfügt. Wenn Gadamer in der Literatur in einer fast religiös anmutenden Wendung das „*verbum cordis*“¹⁴, das wahre Wort der Dichtung sucht, Derrida in der Literatur dagegen sowohl „eine institutionelle Fiktion“ als auch „eine fiktive Institution“¹⁵ mit eigenen Regeln und Konventionen erkennt und Foucault die Literatur programmatisch zum Gegendiskurs der Moderne erklärt, dann steht die jeweilige Sprachauffassung, aus der heraus sich die spezifische Funktion der Literatur ableitet, zugleich in einem engen Verhältnis zum Begriff von Wahrheit. Schon die Ausgangsfrage „Was ist Literatur?“ legt ja in einem zunächst ganz unspezifischen Sinne nahe, dass es in irgendeiner Weise um die „Wahrheit“ der Literatur geht, wobei Wahrheit in diesem Kontext wiederum ganz Unterschiedliches heißen kann: das, was die Literatur erst zur Literatur macht, ihr metaphysischer Grund, der über ihr Wesen bestimmt, oder aber die Wahrheit, die Literatur als sprachliches und geschichtliches Medium transportiert.

Sprache, Subjekt und Wahrheit verkörpern demnach die drei Zauberworte der Geisteswissenschaften, nach der auch die scheinbar voraussetzungslose Bestimmung der Literatur als eine besondere Form der Sprachverwendung zu verlangen scheint. Poetische Sprache ist entweder Ausdruck des Subjekts – in der poetischen Sprache kommt das Subjekt ganz zu sich – oder aber Auflösung des Subjekts – in der poetischen Sprache findet das Subjekt zu sich, in dem es sich ganz verliert –, so lauten die unterschiedlichen Bestimmungen des Verhältnisses literarischer Sprache zum Problem des modernen Subjekts. Als Zusichkommen des Geistes oder aber als postmetaphysische Zerstreuung des Menschen wird die Literatur dabei zugleich zu einer Instanz, die auf metaphorische Weise Wahrheit verkörpert. Trägt Hans-Georg Gadamer's Hauptwerk nicht von ungefähr den Titel *Wahrheit und Methode*, dann darum, weil es ihm neben der Frage nach der Kunst in der Tradition Heideggers auf grundsätzliche Weise um das Wahrheitsproblem geht, wie es sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Geisteswissenschaften stellt. In *Wahrheit und Methode* operiert Gadamer daher auch mit einem extrem weit gefassten Begriff von Wahrheit, der in einem zweiten Schritt auf Dichtung als Statthalter des wahren Wortes übertragen wird, wie sich an seinen Überlegungen zu Hölderlin, Rilke oder Celan ablesen lässt. Ob die Übertragung des Wahrheitsbegriffes aus den Geisteswissenschaften und der Philosophie auf Kunst und Literatur überhaupt sinnvoll ist, auf Bereiche also, die traditionell durch ganz andere Kategorien als die des Wahren wie etwa die des Schönen oder Erhabenen erklärt wurden, bleibt eine Frage, die Gadamer und die moderne Hermeneutik ausspart. In einer

¹⁴ Hans-Georg Gadamer 1990, S. 424.

¹⁵ Jacques Derrida 1992, S. 36. Im Original spricht Derrida von „an instituted fiction“ und „a fictive institution“.

genauen Umkehrung zu Gadammers Ausweitung des Wahrheitsbegriffs verfährt Roman Jakobson, wenn er die poetische Funktion der Sprache als „*Einstellung* auf die BOTSCHAFT als solche“¹⁶ definiert und so zu einer extrem engen Bestimmung des Literarischen gelangt, die zugleich die Grundlage für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Literatur legen soll. Riskiert Gadammers Ausweitung des Wahrheitsbegriffs es daher, im Blick auf einen übergreifenden philosophischen Wahrheitsbegriff an dem spezifischen Gegenstand Literatur vorbeizugehen, so droht Jakobsons Anstrengung einer Verwissenschaftlichung der Literaturtheorie durch die Verengung des Wahrheitsbegriffs der Fall in die Tautologie, wenn Literatur durch nichts anderes als durch die eigene Literarizität definiert wird.

So schien unvermeidlich, dass postmoderne Theorien die Funktion des Literarischen nicht mehr durch einen mehr oder weniger eng oder weit gefassten Wahrheitsindex definieren, sondern geradezu durch die Negation von Wahrheit. Wenn der amerikanische Dekonstruktivist Paul de Man in der Literatur allein den „Widerstand gegen die Theorie“¹⁷ anerkennt, dann verweigert er sich nicht allein den institutionellen Anforderungen des Faches Literaturwissenschaft, sondern darüber hinaus auf grundsätzliche Weise der hermeneutischen Gleichsetzung von Wahrheit und Literatur. Zur Frage steht nicht mehr, welche Wahrheit in der Dichtung zur Erscheinung kommt, sondern ob Literatur überhaupt noch über einen Wahrheitsbezug verfügt. In ähnlicher Weise verfährt Michel Foucault, wenn er davon ausgeht, dass die Literatur in der Moderne das ist, „was das signifikative Funktionieren der Sprache kompensiert (und nicht bestärkt).“¹⁸ Es ist nicht die strukturalistische Aufwertung der Funktion des Signifikanten, die Foucaults Bestimmung der Literatur leitet, sondern die Verweigerung gegenüber einer Position, die in der Literatur einen privilegierten Ort der Wahrheit erkennt. Für Foucault zeichnet sich die Literatur daher gerade dadurch aus, dass sie ein grundsätzlich nicht wahrheitsfähiger Diskurs ist. Vor diesem Hintergrund stellt sich für Foucault neben der Bestimmung der Literatur als Gegendiskurs zugleich eine ganz andere Frage als die nach dem Wesen der Literatur selber: die der Literatur (und der Wissenschaft von der Literatur) als einer Institution, die auf ihre Geschichte hin befragt werden muss. Subjekt, Sprache und Wahrheit lauteten die Begriffe, die die poetologischen Bestimmungen der Literatur mit sich brachten. Mit der Genealogie setzt sich ein anderer Aspekt in den Vordergrund: der Zusammenhang von Literatur und Macht. An die Stelle der Frage, wie das Wesen der Literatur zu begreifen ist, tritt für Foucault das Problem, welche Kräfte die Literatur in der europäischen Geschichte überhaupt erst zur (Institution) Literatur haben

¹⁶ Roman Jakobson 1979, S. 92.

¹⁷ Vgl. Paul de Man 1987.

werden lassen. So gelangt Foucault von der Frage nach der poetischen Funktion der Sprache, die er im Blick auf die Moderne mit dem Begriff des Gegendiskurses beantwortet zu haben schien, zu der genealogischen Frage nach der Entstehung der Literatur aus Machtverhältnissen, die ihr gegenüber zunächst äußerlich zu sein scheinen.

III. Genealogie der Literatur

Die Literatur ist eine junge Erfindung. So lautet der Kernsatz der genealogischen Betrachtung der Literatur. „Die Genealogie ist grau. Gewissenhaft und geduldig sichtet sie Dokumente, arbeitet an verwischten, zerkratzten, mehrmals überschriebenen Pergamenten“¹⁹, schreibt Foucault 1971 in dem Aufsatz *Nietzsche, die Genealogie, die Historie*. Wie schon Heidegger in seinem Nietzsche-Buch entfernt sich Foucault mit der genealogischen Betrachtung von der Frage nach der *essentia* zu der nach der *existentia*: „die Ereignisse in ihrer Einzigartigkeit und jenseits aller gleich bleibenden Finalität erfassen“²⁰, sei die Aufgabe der geduldigen, an Dokumenten geschulten Genealogie. Der Begriff der Singularität, auf den Foucault rekurriert, gewinnt damit eine ganz andere Bedeutung als in der rhetorisch-poetischen oder hermeneutischen Tradition: Er verbürgt nicht die einzigartige Individualität von Autor und Werk, sondern die Einmaligkeit eines Ereignisses, das sich nicht aus historischen Vergleichen erschließen lässt. Mit Nietzsche und Heidegger wendet sich Foucault gegen die Konstruktion einer Ursprungsdimension, aus der heraus das Wesen einer Sache entspringt, um stattdessen die Idee einer unkontrollierbaren Ereignishaftigkeit vorzubringen, die sich nur retrospektiv rekonstruieren lasse. „Am geschichtlichen Anfang der Dinge stößt man nicht auf die noch unversehrte Identität ihres Ursprungs, sondern auf Unstimmigkeit und Unterschiedlichkeit.“²¹ Analog zu dem Begriff des Gegendiskurses aus *Die Ordnung der Dinge* entwirft Foucault das Konzept der Genealogie in *Nietzsche, die Genealogie, die Historie* daher als „Gegengedächtnis“²², das die traditionellen Begrifflichkeiten der Ideengeschichte in Frage stellt, um zugleich Zugang zur postulierten Singularität der Ereignisse zu gewinnen.

Der Begriff des diskursiven Ereignisses, den Foucault in der *Archäologie des Wissens* entfaltet, geht vor diesem Hintergrund mit einer Verabschiedung all jener Kategorien einher, die auch die Literaturwissenschaft seit ihrer Entstehung im 18. Jahrhundert begleitet haben. Tradition, Einfluss, Entwicklung und Evolution, Mentalität und Geist, Buch und Werk, die

¹⁸ Michel Foucault 1974, S. 77.

¹⁹ Michel Foucault 2002, S. 166.

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd., 169.

vertraute Begrifflichkeit der geisteswissenschaftlichen Disziplinen weist Foucault zugunsten der Erkenntnis zurück, „daß man es nur mit einer Menge verstreuter Ereignisse zu tun hat.“²³ Das Disparate an die Stelle der Identität des Ursprungs zu setzen bedeutet daher, die Dispersion von Ereignissen in den Blick zu nehmen: „Bevor man in aller Gewissheit mit einer Wissenschaft oder mit Romanen, mit politischen Reden oder dem Werke eines Autors oder gar einem Buch zu tun hat, ist das Material, das man in seiner ursprünglichen Materialität zu behandeln hat, eine Fülle von Ereignissen im Raum des Diskurses im allgemeinen.“²⁴

Auf welche Schwierigkeiten Foucault auch treffen mag, wenn er den Raum des Diskurses zu bestimmen versucht: Die Konzeption des diskursiven Ereignisses als eine endliche Menge sprachlicher Äußerungen hat Auswirkungen auf das Verständnis von Literatur, die zu einem ganz anderen Begriff von Literatur als dem führen, der die poetologische Tradition leitet. Literatur als diskursives Ereignis zu begreifen, bedeutet nicht länger, sie nach ihrer eigenen Geschichte zu befragen, sondern die Geschichte ihrer Entstehung zu rekonstruieren, nicht die Individualität des Werks zu hypostasieren, sondern sein historisches Erscheinen in dem Kräftefeld des Diskurses aufzuzeigen. Nicht „Was ist die Literatur?“ ist die Frage der Genealogie, sondern wie kommt es, dass die Literatur zu einer bestimmten Zeit in der Geschichte erschienen ist?

Wie Foucault 1975 in dem Interview *Funktionen der Literatur* erklärt, interessiert ihn im Rahmen der Genealogie die Literatur demnach nicht länger als Instanz, die aufgrund ihrer inneren Sprachlichkeit das Verschwinden des Menschen bewirkt habe, wie er noch in *Die Ordnung der Dinge* angenommen hatte, sondern die historische Entstehung der Literatur als Institution und, damit verbunden, diejenigen Diskurse, die sich nicht unter dem Namen Literatur haben institutionalisieren lassen. Was sich verschiebt, ist weniger Foucaults grundsätzliche Auffassung von Literatur als vielmehr die Fragestellung, die er verfolgt. Es geht ihm nicht mehr um die subversive Funktion der Literatur als Gegendiskurs, sondern um die genealogische Frage nach den historischen Bedingungen, denen die Diskursform Literatur in der Geschichte unterworfen war. Vor diesem Hintergrund sind Foucaults Äußerungen in *Funktionen der Literatur* zunächst als Selbstkritik an der eigenen Auffassung von Literatur als Gegendiskurs zu verstehen. Dennoch bleibt Foucault der frühen Überzeugung, die Literatur verfüge als Gegendiskurs über ein bestimmtes subversives Potential, in einem gewissen Maße treu. Trotz der genealogischen Ableitung der Literatur als historisch-sozialer Institution ist

²² Ebd., 186.

²³ Michel Foucault 1981, S. 34.

²⁴ Ebd., S. 41.

Foucault nicht bereit, vollständig auf den Hinweis auf die poetische Funktion der Sprache zu verzichten:

Ich würde einfach folgendes sagen: Um mit gewissen Mythen zu brechen, darunter demjenigen vom expressiven Charakter der Literatur, war es sehr wichtig, es zum Grundsatz zu machen, daß die Literatur nur mit sich selbst zu tun hat. [...]

Es ist gleichgültig, ob man sich hier auf Blanchot oder auf Barthes bezieht. Das Wesentliche ist die Bedeutung dieses Grundsatzes: Die Selbstbezüglichkeit der Literatur. Das war tatsächlich der erste Schritt, mit dessen Hilfe man sich der Idee entledigen konnte, die Literatur sei der Verkehrsknotenpunkt oder der Punkt, an dem alle Wege zusammenlaufen würden, der Ausdruck aller Gesamtheit.²⁵

Foucault erkennt der Literatur eine ambivalente Funktion zu. Einerseits hält er an der „Selbstbezüglichkeit der Literatur“ fest und privilegiert damit eine literarische Tradition, die sich, wie sein bevorzugtes Beispiel Mallarmé, um nichts anderes als um die Sprache selbst bekümmert. Damit scheint er im Rahmen einer allgemeinen Ontologie der Literatur an die Poetik Jakobsons anzuschließen. Andererseits spricht er der Selbstreferentialität der Sprache in der modernen Literatur eine Funktion zu, die über das Literarische allein hinausgeht: „Im Grunde waren Blanchot, Klossowski und Bataille, für diese drei hatte ich mich eigentlich in den 60er Jahren interessiert, viel mehr für mich als literarische Werke oder Diskurse innerhalb einer Literatur. Das waren Diskurse außerhalb der Philosophie.“²⁶ Was Foucault sich von der Literatur verspricht, ist die Befreiung von den philosophischen Prämissen seiner Zeit. Gegen die zeitgemäße Engführung von Literatur und Engagement, wie sie Jean-Paul Sartre vorgegeben hat, setzt er die Auffassung, Literatur habe es mit nichts anderem als mit Sprache zu tun. In der Aufwertung der Literatur als Befreiung von der Philosophie macht sich jedoch zugleich eine Gefahr bemerkbar. Die Auffassung von Literatur als einer selbstreferentiellen Form der Sprache führt zu einer Form der Sakralisierung, die Foucault nun scharf kritisiert:

Einerseits müßte man sich fragen, was das eigentlich für eine Tätigkeit ist, die darin besteht, Fiktionen in Umlauf zu bringen, Gedichte, Geschichten... in einer Gesellschaft. Man müßte auch einen zweiten Vorgang analysieren: Was macht es aus, daß unter all diesen Geschichten eine bestimmte Anzahl sakralisiert werden und als ‚Literatur‘ zu funktionieren beginnen. Sofort sind sie inmitten einer Institution aufgenommen, die anfangs ganz anders war: die Institution Universität.²⁷

²⁵ Michel Foucault 1990, S. 231.

²⁶ Ebd., S. 233.

²⁷ Ebd., S. 230.

Foucaults Selbstkritik ist eine Kritik an der Mystifizierung der Literatur zu einem geheimnisvollen Schöpfungsgrund, an der er selbst noch *Die Ordnung der Dinge* partizipierte, als er die Literatur als Ausdruck des Seins der Sprache verstanden haben wissen wollte. Die Sakralisierung der Literatur zum Träger des Seins der Sprache nicht länger mitgetragen zu haben, rechnet sich Foucault in *Funktionen der Literatur* daher als Verdienst an. Damit verabschiedet er sich zugleich von der poetologischen Tradition, die seine frühere Auseinandersetzung mit Literatur noch bestimmte. Mit der genealogischen Frage nach der Herkunft der Literatur öffnet sich die Frage nach dem institutionellen Charakter der Literatur als die nach ihren externen Entstehungsbedingungen, die sie zugleich in Abhängigkeit zu anderen Diskursen setzt:

Um zu erfahren, was Literatur ist, würde ich nicht ihre internen Strukturen studieren wollen. Ich wollte lieber die Bewegung verstehen, den kleinen Vorgang, durch den ein nicht-literarischer Diskurs, ein vernachlässigter, so rasch vergessen wie ausgesprochen, in das literarische Feld eintritt. Was geschieht da? Was wird dabei ausgelöst? Wie wird dieser Diskurs in seinen Bemühungen durch die Tatsache verändert, daß er als Literatur anerkannt wird?²⁸

Mit dieser Ausgangskonstellation löst sich Foucault von der eingangs gestellten Frage nach dem Wesen der Literatur, um sich der Genealogie als der Frage nach ihren Entstehungsbedingungen zuzuwenden. Dass Foucault diese Geste als Ausbruch aus der Philosophie versteht, ist mehr als eine autobiographische Anekdote. Sie verweist darauf, dass der Zusammenhalt von Literatur und Philosophie, der die Hermeneutik, in gewisser Weise aber auch die Dekonstruktion leitete, endgültig aufgekündigt wird. Die Literatur nicht länger nach den „internen Strukturen“ zu befragen, setzt einen Bruch mit der Frage nach der poetischen Funktion der Sprache voraus, der die Frage nach dem Wesen der Literatur suspendiert. An ihre Stelle treten andere Fragen. So zielt Foucaults Polemik gegen den Werkbegriff aus der *Archäologie des Wissens* wie die gegen den Autorbegriff aus *Was ist ein Autor?* auf eine Revision der traditionellen Ordnung von Autor, Werk und Leser zugunsten einer Kritik, die sich ihrem Gegenstand gegenüber bewusst äußerlich verhält. Wenn Foucault in *Was ist ein Autor?* die Position des Autors in einem diskursiven Feld als Individualisierung des Subjekts in unterschiedlichen Disziplinen wie der Philosophie, der Wissenschaft, aber auch der Literatur begreift, dann wandelt sich der emphatische Begriff der Literatur einer besonderen Form der Sprachverwendung mit der Funktion des Ausdrucks von Subjektivität und Wahrheit zum Begriff von Literatur als Teil eines diskursiven Feldes mit der Funktion

des Ausdrucks von Machtverhältnissen, die die Genealogie gegen die internen Strukturen des Literarischen herauszuarbeiten sucht. Schien die Literatur für Foucault zunächst der Ort einer Befreiung vom Herrschaftsanspruch der Philosophie zu sein, so geht mit der Befreiung von der Philosophie die Unterwerfung unter die Macht der Geschichte einher.

IV. Von der Poetik zur Genealogie und zurück

Die Auseinandersetzung mit der Funktion der Literatur, wie sie sich bei Foucault zeigt, verdeutlicht noch einmal das Dilemma, das die theoretische Auseinandersetzung mit dem historischen Phänomen des literarischen Diskurses kennzeichnet. Auf der einen Seite steht der Versuch, die Besonderheit der poetischen Funktion der Sprache zu begründen, um der Literaturwissenschaft einen eigenen Gegenstandsbereich zu sichern. Wie sich gezeigt hat, war das allerdings nur möglich, indem die Funktion der Literatur auf philosophische Konzepte von Sprache, Subjekt und Wahrheit rekurrierte, die die Frage nach der Literatur selbst übergreifen. Auf der anderen Seite steht die Frage nach den der Literatur selbst äußerlichen Bedingungen, denen diese in ihrer Entstehungsgeschichte unterworfen ist. Im ersten Fall erscheint die Literatur als autonomer Diskurs, im zweiten Fall in Abhängigkeit von anderen Diskursen, die in sie eingehen, sie historisch überhaupt erst ermöglichen und ihr Gesicht verändern. Findet die poetologische Auffassung der Literatur als einer besonderen Form der Sprachverwendung ihre Aufhebung zunächst im Bereich der Philosophie, die dann im Laufe der Verwissenschaftlichungstendenzen des 20. Jahrhunderts allmählich aus ihrer privilegierten Position verdrängt wird, so erfüllt sich die Genealogie der Literatur in der Geschichte, die allerdings nicht mehr als zeitliche Entfaltung einer geheimnisvollen Ursprungsdimension, sondern als Ausdruck der disparaten Verstreuung von diskursiven Ereignissen verstanden wird.

Lassen sich beide Auffassungen von Literatur auch in unterschiedlichen Phasen bei Foucault finden, so scheinen sie sich doch wechselseitig auszuschließen. Bei Foucault selbst führt das zu einer Uneinheitlichkeit innerhalb der Bestimmung der Funktion der Literatur, die es unmöglich macht, zur Beantwortung der Frage, was die Literatur ist, einfach bei ihm anzuknüpfen. So kritisiert schon der späte Foucault die frühe Überzeugung, die Literatur fungiere aufgrund ihrer selbstreferentiellen Struktur als Gegendiskurs innerhalb der Moderne, als eine Form der Romantisierung, an deren Stelle die Demystifizierung literarischer Rede durch die genealogische Betrachtung der Regeln und Konventionen dringen müsse, die

²⁸ Ebd., S. 233.

Literatur erst zu dem haben werden lassen, was sie heute ist: eine Institution innerhalb der Individualisierungsgeschichte, die im 18. Jahrhundert begann.

Vor diesem Hintergrund stellt sich zugleich die Frage, ob sich beide Ansätze, die Poetik der Sprache und die Genealogie der Literatur, nicht miteinander verbinden lassen. Schon die grundsätzliche Idee einer Vermittlung von Gegensätzen legt allerdings nahe, dass diese keineswegs in der bewusst anti-dialektischen Begrifflichkeit Foucaults erfolgen kann. Vielmehr erscheint der Wunsch nach einer Vermittlung aus der Perspektive der Poetik als Verletzung der poetischen Struktur der Sprache, aus der Perspektive der Genealogie als Rückfall in eine vorwissenschaftliche Betrachtung literarischer Diskurse, mithin als Rückfall hinter das von Diskursanalyse, Systemtheorie und Medienwissenschaft Erreichte.

So scheint der Vergleich von Poetik und Genealogie nicht aus dem eingangs konstatierten Dilemma der Frage nach dem Wesen der Literatur hinauszuführen, sondern wechselseitig die Schwächen eines jeden Ansatzes zu verdeutlichen. Auf der einen Seite steht die Definition der Literatur als einer besonderen Form der Sprachverwendung, die die neuen Literaturtheorien meist durch den Hinweis auf die Selbstreferentialität der literarischen Sprache zu beantworten suchen. Zwar konnte die These, in der Literatur verhalte sich Sprache rein zu sich selbst, von Foucault zu einer radikalen Kritik an den Begriffen des Subjekts und der Geschichte genutzt werden, wie sie die philosophisch-hermeneutische Tradition leiten. Zugleich zeigt sich aber, dass die Betonung der subversiven Funktion der Literatur diese tendenziell überfordert. Nicht nur gilt die Bestimmung der Literatur als Gegendiskurs nicht für alle historischen Formen des Literarischen. Als historische Ausnahme, die zur Regel wird, bildet sie darüber hinaus den Ansatz zu einer Mystifizierung der poetischen Funktion der Sprache, aus der sich keine eigenständige kritische Position mehr gewinnen lässt. Wird die kritische Position, die der Begriff des Gegendiskurses eigentlich für sich beansprucht, dagegen von einer Betrachtung der Literatur abgelöst, der es nur um die externen Strukturen des literarischen Diskurses geht, so verliert die Literatur nicht nur ihren geschichtlichen Nimbus, sondern letztlich ganz an Bedeutung. Für die Genealogie lohnt die Betrachtung der Literatur nicht, solange im literarischen Sprechen nicht Positionen eingenommen werden, die etwas über das Feld des Diskurses im allgemeinen verraten. Vor diesem Hintergrund eröffnen sich der Diskursanalyse der Literatur zwei Möglichkeiten: Entweder verhält sich die Literatur zum allgemeinen Diskurs als deren integrativer Bestandteil, der eine bestimmte Rolle in der Positionierung von Subjekt, Wissen und Macht übernimmt, oder aber sie verhält sich als Gegendiskurs, den eine Subversion des Wissens leitet. Die entscheidende Frage ist in diesem Zusammenhang nun, ob sich diese Aporie nicht auf produktive Weise lösen lässt. Denn offenkundig verfügt die

Literatur über beide Dimensionen: Sie ist eine besondere Form der Sprache, die sich in den allermeisten Fällen von der Verwendung anderer Sprachformen unterscheiden lässt; als besondere Form der Sprache ist sie aber einer Genese unterworfen, die sie nicht allein selbst bestimmt hat. Die Beschreibung der internen Strukturen der Literatur, die die Poetik anstrebt, und die Beschreibung der externen Strukturen, um die es der Genealogie geht, müssen sich nicht ausschließen, solange beide nicht auf ihrem absoluten Recht pochen. In Frage steht damit die Möglichkeit der Vermittlung von Literatur und Wissen, die bei Foucault als gegenstrebige Fügungen auseinanderfallen. Erscheint die Literatur aus der Perspektive der Diskursanalyse als eine in ihrem historischen Recht beschränkte Form des Wissens, die darüber hinaus dazu tendiert, ihre eigenen Ursprünge zu verschleiern, so weist die Hermeneutik die Verknüpfung von Wissen und Geschichte, die die Genealogie leitet, an den Rand zurück. „Was die Literaturwissenschaft gegenüber der Geschichtswissenschaft kennzeichnet, ist die unverminderte Gegenwärtigkeit auch noch der ältesten Texte“²⁹, schreibt Peter Szondi 1962 über den Begriff der philologischen Erkenntnis, um die Literaturwissenschaft von der Reduktion auf das Moment des Wissens zu bewahren. Das Beispiel Hölderlins, auf das sich Szondi bezieht, verweist aber schon von sich aus darauf, dass eine philologische Auseinandersetzung mit den Texten allein nicht ausreicht. Gerade die extreme Ausformung der späten Hymnen, die Szondis Verständnis von Hölderlins Werk leiten, verdanken sich der – in Hölderlins Fall äußerst gewaltsamen – Auseinandersetzung des literarischen Textes mit einem diskursiven Feld, das die Möglichkeitsbedingungen literarischen Sprechens um 1800 regelt. Erst die Beschreibung des Aufeinandertreffens von Hölderlins später Lyrik mit dem diskursiven Raum, der das literarische Feld um 1800 bestimmt, vermöchte die Besonderheit des lyrischen Spätwerks erklären, als eine Verletzung der Selbstbeschreibungsversuche der Literatur, die um 1800 existierten, die sich aber zugleich in übergreifende diskursive Veränderungen einschreibt, die Hölderlin dann wieder zu einem paradigmatischen Fall für die Literaturwissenschaft haben werden lassen. Gerade die Dichtung, die sich aufgrund der ihr zugrunde liegenden Konzentration auf die Idee einer reinen Sprache am meisten anzunähern scheint wie etwa die Lyrik Hölderlins, Mallarmés oder Celans, lässt sich aus den internen Strukturen der Sprachverwendung allein nicht erklären, will die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Literatur nicht tautologisch werden. Ebenso wenig aber lässt sie sich allein auf die äußeren Bedingungen ihres Erscheinens zurückführen. So unbefriedigend diese Auskunft für die Literaturwissenschaft auch sein mag: Sie verdeutlicht, dass es eine Wesensdefinition der Literatur unabhängig von historischen

²⁹ Peter Szondi 1978, S. 265.

Kontexten nicht geben kann. Was sich zeigt, ist vielmehr die Verstrickung der Literaturwissenschaft mit ihrem eigenen Gegenstand: Steht sie zu weit von ihm weg, so verliert sie sich im Allgemeinen, rückt sie zu nahe an ihn heran, so verliert sie sich in seiner Mikrostruktur. Schon Nietzsche hatte dieses Problem unter dem Stichwort des Perspektivismus des Erkennens angesprochen und damit zugleich den Wahrheitsanspruch der Wissenschaft preisgegeben. Foucault konnte ihm folgen, wenn er die Literatur zu einem nicht wahrheitsfähigen Diskurs erklärte, von dem sowohl die Subversion des philosophischen Wahrheitsbegriffes als auch die Subjektivierung von Wissen im Diskurs zu erwarten sei. In Nietzsches wie in Foucaults Ansätzen zu einer Subversion der Wahrheit durch die Literatur steckt trotz ihrer theoretischen Unbestimmtheit daher ein kritisches Potential, auf das die Literaturtheorie bis heute nicht verzichten kann. Ein „positives Unbewußtes des Wissens zu enthüllen“³⁰, hatte Foucault sich in *Die Ordnung der Dinge* vorgenommen. Die Literatur erschien ihm dabei „immer mehr als das, was gedacht werden muß“³¹, gerade weil sie sich in die Ordnung des Wissens nicht vorbehaltlos einzufügen vermochte. So bleibt auch für Foucault die Auseinandersetzung mit der Literatur eine Sache des Denkens, nicht des Wissens. Und so wird sich auch die Antwort auf die Frage „Was ist Literatur“ damit bescheiden müssen, noch aus der Unsicherheit um den eigenen Gegenstand Gewinn zu schlagen, indem sie sich mit Nietzsche der Wahrheitsfrage entzieht: „Gesetzt, wir wollen Wahrheit: warum nicht lieber Unwahrheit? Und Ungewissheit? Selbst Unwissenheit?“³²

Literaturverzeichnis

Klaus-Michael Bogdal 1990: *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*, Opladen.

Gilles Deleuze 1976: *Nietzsche und die Philosophie*, München.

Jacques Derrida 1992: „This strange Institution Called Literature“. An Interview with Jacques Derrida, in: Derek Atridge (Hrsg.): *Acts of Literature*, New York u.a., 33-75.

Jacques Derrida 2004: *Qu'est-ce que la deconstruction*, in: *Le monde*, 12. octobre, III.

Umberto Eco 1987: *Streit der Interpretationen*, Konstanz.

Michel Foucault 1974: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt/Main.

Michel Foucault 1981: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/Main.

³⁰ Michel Foucault 1974, S. 11.

³¹ Ebd., S. 77.

³² Friedrich Nietzsche 1980, S. 15.

Michel Foucault 2002: Nietzsche, die Genealogie, die Historie, in: Schriften in vier Bänden. Dits et écrits. Band II. 1970-1975, Frankfurt/Main, 166-191.

Michel Foucault 1990: Funktionen der Literatur. Ein Interview mit Michel Foucault, in: Eva Erdmann/Rainer Forst/Axel Honneth (Hrsg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung, Frankfurt/Main, 229-234.

Hans-Georg Gadamer ⁶1990: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen.

Martin Heidegger 1961: Nietzsche, Pfullingen.

Roman Jakobson 1979: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971, Frankfurt/Main.

Paul de Man: Der Widerstand gegen die Theorie, in: Volker Bohn (Hrsg.): Romantik. Philosophie und Literatur, Frankfurt/Main, 80-106.

Friedrich Nietzsche 1980: Jenseits von Gut und Böse, in: Sämtliche Werke in 15 Bänden. Kritische Studienausgabe. Band 5, München/New York.

Richard Rorty (Hrsg.) 1967: The linguistic turn. Recent Essays in Philosophical Method, Chicago.

Peter Szondi 1978: Über philologische Erkenntnis, in: Schriften I, Frankfurt/Main, 263-286.